



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Aus dem Tagebuch einer Missionsschwester

---



## Aus dem Tagebuch einer Missionschwester

**E**in Mann in den vierziger Jahren war als junger Bursche von seinem König Sijna zu den Plünderungszügen ausgesandt. Der König war mit seiner geringen Beute nicht zufrieden und verurteilte ihn zu harten Frondiensten. Er konnte deshalb an seine Schwiegereltern den Preis für seine Frau nicht abbezahlen, und sie erhoben nun Klage gegen ihn beim König. Nun hieß es „die fünf Kinder werden dem Sklavendienst verfallen“. Das ging den Eltern doch zu nahe, und sie suchten durch Flucht von der Gewalt ihres Herrschers los zu werden.

Die Familie verließ nun ihr ärmliches Bananenheim; der Vater und die zwei älteren Knaben im Alter von 10 bis 13 Jahren trugen die kleinen Habseligkeiten. Die beiden Mädchen liefen neben der Mutter her, welche das jüngste Brüderlein in einem Ziegenfell auf dem Rücken gebunden hatte. Sie schlugen den Weg ein, der zu einer Missionsstation führte; sie wollten beten lernen, Christen werden, um sich so von ihrer doppelten Knechtschaft zu befreien.

Bei den Heiden war die Familie verachtet, weil der Vater als ein Feigling galt, indem er nicht genug Kühnheit für seinen blutgierigen König zeigte. Nicht weit von der Missionsstation war eine leerstehende halb zerfallene Hütte; dahin flüchteten sie. Aber das Wenige, was sie auf ihrer Wanderung mitnehmen konnten, war bald verzehrt, und todmüde setzten sie sich auf den Boden. Die Mutter hatte nichts zu kochen, der Vater wurde krank vor Hunger, ebenso die beiden ältesten Knaben. In der heidnischen Nachbarschaft war man unwillig über diese Eindringlinge, und Christen waren in der Umgegend nicht zu finden. So wurde das Elend größer, und die letzten Dinge schlimmer als die ersten.

Auf meinen Missionstouren kam ich endlich auf ihre Spur. Mein Inneres drängte mich, in diese halb zerfallene Hütte Einkehr zu nehmen. Aber welch ein Anblick bot sich mir da? Die ganze Familie stand vor dem Hungertode. Den Vater hatte die Ruhr ergriffen, und die beiden Söhnchen lagen auf dürren Bananenblätterbündeln neben ihm. Die Mutter saß mit dem Kleinsten am Feuer. In der Mitte der Hütte glühte ein dicker Baumstumpf, der sich nach und nach in Asche auflöste, in welcher die Leute ihre Bananen und Süßkartoffeln zu braten pflegten. Sonst war in dieser Behausung nichts vorhanden. Es fehlte sogar das übliche Holzkloßchen zum Sitzen.

Ich fühlte nach dem Puls der Patienten, welcher natürlich so schwach war, daß man fühlte, daß das Lebenslicht bald erlöschen wird. Der Vater und die beiden Knaben waren zu Skeletten abgemagert. Ich begann nun, sie in die Geheimnisse



unseres heiligen Glaubens einzuführen und sie vorzubereiten für das Jenseits. Sie waren so heilsbegierig und freuten sich auf die heilige Taufe. Ich erteilte sie dem Vater und den beiden Söhnchen. Auch suchte ich Nahrung für die Mutter und die Kinder. Das gefüllte Suppentöpfchen war bald geleert, und in die beiden Mädchen schien wieder neue Lebenskraft zu kommen; die anderen drei konnten nur noch löffelweise etwas nehmen. Bald brach der Abend herein, und ich machte der Mutter den Vorschlag, die beiden Mädchen auf unsere Missionsstation mitzunehmen. Die eine war sehr froh, doch die Kleinere konnte sich nicht von der Mutter trennen. Ich empfahl sie alle dem heiligen Schutzengel und versprach am andern Morgen wieder zu kommen.

Meine Begleiterin machte sich mit mir auf, und wie freuten wir uns, als wir nach einer langen Wanderung endlich in der Ferne das Licht unserer Missionsstation leuchten sahen. Als wir nämlich so still und einsam durch die dicht bewachsenen Schluchten hinter den schwellenden Berggrücken mit seinen schlangenartigen Windungen die hohen Felswände entlang schritten, roch scheinbar eine Hyäne im Gebüsch, daß das arme Kind, das ich bei mir hatte, kein gesundes Fleisch mehr habe, und erschreckte mich gewaltig durch ihr heiseres Geschrei. Zum Glück kam das Licht von der Laterne, welche die Kinder, die uns entgegenkamen, bei sich hatten, ganz nahe, und die Freude der Kinder war groß, als wir uns gegenüberstanden. Sie taufte meinen kleinen Flüchtling gleich mit dem Namen „Ndscha“, d. h. Hunger; später erhielt das Kind bei der Taufe den Namen „Maria“; aber unter den Kindern blieb ihr der Name „Hunger“.

Am andern Morgen war das kleine arme Würmchen durch sein abgezehrttes Knochengerüst zum Schauspiel für alle geworden. Es dauerte nicht lange, da kamen gefüllte Kürbisflaschen mit Milch; andere brachten Butter, Öl usw.; sie wollten mit Gewalt das Kind vom Hungertode erretten. Ich selbst aber machte mich gleich nach der heiligen Messe auf den Weg, um nach meinen anderen Zöglingen zu sehen. Der Vater und einer der beiden Knaben waren bereits während der Nacht ins bessere Leben hinüber gegangen, geschmückt mit der Taufschuld. Der Mutter Leid war so groß wie ihr eigenes Elend. Als ich ihr aber etwas dicke Milch und Suppe brachte, griff sie kräftig zu, hörte aber auch nicht auf mit ihren Dankesbezeugungen. Gegen Mittag war bereits das zweite Söhnchen gestorben, und ich mußte daran denken, die Entschlafenen zu beerdigen, da sich ja niemand ihrer annahm. Mit Hilfe einiger christlicher Männer machten wir in der Nähe eines Bananenbaumes ein gemeinsames Grab und betteten Vater und Söhne hinein. Frische große Bananenblätter waren das Totenkleid. Wir besprengten das Grab mit Weihwasser und beteten.



Dann nahm ich die Mutter mit dem Säugling und dem einen Mädchen noch mit auf die Mission. Die Kinder bekamen die Milch löffelweise, damit der Magen sich allmählich an das Essen gewöhne. Unsere kleine Ndscha hatte bereits ein weißes Kleidchen bekommen und war schon beschäftigt, aus seinem neuen Holzstellerchen langsam etwas Milch zu nehmen. Unsere bereits verheirateten Missionszöglinge schleppten mehr herbei, als die vier Neuankömmlinge nötig hatten. Die Mutter erholte sich langsam und ein zufriedenes Lächeln umrahmte stets ihr abgehärmtes Gesicht, wenn sie ihre Kinder in sauberen Kleidchen allmählich spielen und umherlaufen sah. Auch der kleine Säugling fing an dickbackig zu werden. Die kleine Ndscha nahm ich am zweiten Tag mit in die Missionskirche, wo ich den Küsterdienst zu versehen hatte. Ich setzte das schwache Kind auf das niedrige Bänkchen vor den Herz-Jesu-Altar und ging meiner Arbeit nach. Links und rechts von der Herz-Jesu-Statue waren noch zwei kleine Figuren, die eine den heiligen Schutzengel und die andere die heilige Philomena darstellend. Raum war ich in der Sakristei, so hörte ich draußen in der Kirche lautes Sprechen: „Jamlo jamo watoto wazuri“ „guten Tag, schöne Kinder!“ Immer wiederholte sich derselbe Ruf. Da unsere Schwarzen im Gotteshause sich nicht zu sprechen trauen, fiel mir das laute Gerede auf, und ich trat aus der Sakristei. Da stand denn unsere kleine Ndscha auf ihrem Stock gestützt aufgerichtet da und verbeugte sich hintereinander, diesen Gruß immer wiederholend. Ich ging auf das Kind zu und sagte: „Was sprichst Du hier in der Kirche? Hier ist das Gotteshaus; da wohnt der liebe Gott, und da darf man nicht laut sprechen.“ „Ach, diese schönen weißen Kinder, welche auf dem Tisch stehen, mögen mich nicht leiden, weil ich so mager und schwarz bin; sie sagen mir nichts, sie erwidern meinen Gruß absolut nicht“, sagte weinend die kleine Ndscha. „Sie haben mich nicht so gern, wie Du. Sieh mal, keines rührt sich. Wo wohnt der liebe Gott?“ Ich zeigte ihr das Tabernakel, und die großen Augen sperrten sich noch weiter auf und verwundert sagte die kleine Ndscha: „O, der liebe Gott ist ja eingeschlossen, wann bekommt er denn etwas zu essen? Kann er nicht heraus?“ Dann aber stellte Ndscha eine ganze Litanei Fragen, worauf ich sie nach Hause schickte in die Kinderküche. Dort nahm sie wieder ihr Holzstellerchen und holte sich Milch, und so schnell das arme Mägdlein konnte, trippelte es zitternd in seiner Schwäche in die Kirche, setzte sich auf die unterste Altarstufe und hielt die Milch fest, die Augen auf das Tabernakel gerichtet. Als die Kinder zum Abendgebet in die Kirche kamen, waren alle erstaunt und wollten wissen, was Ndscha mit ihrer Milch vor dem Altare will. Ich ging eilends auf sie zu, und sie sagte mir ganz leise:



„Ich will dem lieben Gott was zu essen geben, denn ich meine, er hat Hunger, und der Hunger tut so weh.“ Stillschweigend und gerührt führte ich das Kind zu den Schwestern zurück. Doch es kam noch öfter vor, daß Ndscha mit ihrem Milchschüsselchen zur Kirche ging, bis sie sich endlich belehren ließ. Dann pflückte sie Blümlein und legte diese an den Altarstufen nieder.

Bald ging sie mit den andern zur Katechismuslehre und lernte allmählich auch die täglichen Gebete. Als sie neun Jahre alt war, konnte sie das Taufexamen machen, und nun wurde sie „Maria“ genannt. Sie hat ja wohl Mühe im Lernen, denn der Hunger nahm auch ein Stückchen vom Gedächtnis weg. Die erste Katechismusprüfung hat sie nicht bestanden und war darüber äußerst traurig. Wir fanden das Kind beim Mutter-Gottes-Altar, wo sie ihr kleines Herzchen ausschüttete. Daraufhin hat sie das zweite Examen sehr gut bestanden. Und als man sie fragte, warum sie jetzt die Fragen so gut beantworten könne, sagte sie: „Die liebe Mutter Gottes und mein heiliger Schutzengel haben es mir gesagt; ich habe mit niemand gesprochen, nur den Rosenkranz habe ich ohne aufzuhören gebetet.“ Auch der Mutter fiel das Lernen schwer, aber sie hatte eine unerschöpfliche Geduld und ließ sich die Katechismusfragen von den Zöglingen so lange vorsagen, bis ihr schwaches Gedächtnis die Antwort behalten konnte. Auch die beiden andern Kinderchen wurden dann getauft, der kleine Junge Paul und das Mädchen Berta, die Mutter erhielt den Namen „Anna“.

Bald war es an der Zeit, daß die letzte Gruppe der Täuflinge zur ersten heiligen Beichte zugelassen wurden. Die Mutter wollte aber vom Bußsakramente nichts wissen, da sie behauptete, sie habe keine einzige Sünde seit ihrer Taufe begangen. Als ich sie darauf aufmerksam machte, daß sie schon einmal den Gottesdienst versäumt habe, da sagte sie: „Ja, das habe ich wirklich. Also unterrichte mich über das große Sakrament, das diese Sünde wieder von mir wegnimmt.“ Nun haben unsere Christen die Gewohnheit, am Beichttage der heiligen Messe beizuwohnen. Unsere kleine Maria Ndscha und ihre Mutter Anna waren voll Eifer und standen schon um Mitternacht auf, um ja nicht zur heiligen Messe zu spät zu kommen. Da es ihre Arbeit war, vor der heiligen Messe mit einigen Mädchen den Stall zu reinigen und die störrischen Kühe zu melken, so gingen sie um 12 Uhr mitternachts bereits in den Stall, um ihre Pflicht zu erfüllen. Das Haus der Missionare lag in nächster Richtung der Stallgebäude. Ein Pater hörte die Stalltüre öffnen, weckte flink den Mitbruder, damit er ihm beistehe, die einbrechenden Diebe festzunehmen. Dann gingen beide mit einem Stock bewaffnet leise in den Stall.



Als sie eintraten, tönte schon das mehrstimmige „Gelobt sei Jesus Christus!“ ihnen entgegen, und die Missionare sagten sich „nun, das sind fromme Diebe“. Sie waren aber erstaunt, als sie die Kinder so fleißig bei der Arbeit fanden. „Was fällt Euch ein, um Mitternacht melken zu gehen?“ sagte der Pater. Aber Mutter Anna und die Kinder erwiderten: „O Pater, verzeih, wir wollten nicht zu spät zur Messe kommen, da wir heut die erste Beichte ablegen müssen.“

Dann ging alles wieder friedlich zur Ruhe. Mutter Anna und Maria aber machten sich in die Kinderküche und beteten den Rosenkranz, das liebste Gebet, das sie können.

Zur Mutter Gottes haben unsere Christen hier eine ganz besondere Andacht. Ubrigens ist das Vikariat Kilimandjaro durch eine feierliche Weihe der „unbefleckten Gottesmutter“ anvertraut.

5

## Ein mißglücktes Biergelage

Aus Himmelberg

Es war ein echt afrikanischer Sommertag, das Wasser, welches in einem Eimer in der Sonne stand, wurde so heiß, daß man die Hand darin nicht ertragen konnte. Menschen und Tiere flüchteten in den Schatten, um Kühlung zu suchen. In einem heidnischen Kraal war ein Trinkgelage, und der Durst der Beteiligten mag wohl nicht klein gewesen sein. Bald jedoch fühlten einige dieser Gäste ein eigentümliches Unbehagen; ja, es zeigten sich Spuren von einer Vergiftung. Mehrere wälzten sich bereits im Todeskampf auf dem Boden, und ein großer Schrecken bemächtigte sich der gemütlichen Trinkgesellschaft. Nun wurde rasch ein Bruder zur Mission um Hilfe gesandt. Wir füllten mehrere Flaschen mit Milch mit der Weisung, dieselbe sofort den Kranken zu geben. Als der Melkjunge nach Hause kam, waren bereits zwei Männer verschieden, den übrigen, 15 an der Zahl, konnte noch geholfen werden. Eine Frau taufte in der Angst schnell ihren Mann, er war wohl von den Katechumenen, konnte sich aber noch nicht entschließen, sich von vier Weibern zu trennen. In der Todesangst verspricht man ja alles; er wurde wieder besser und hat jetzt einen harten Kampf zu bestehen, das Versprechen, das er angesichts des Todes gegeben hat, zu erfüllen. Das ganze Ereignis hat die Lust an diesen gefährlichen Biergelagen gedämpft.

Schw. M. Canuta.

K